

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Marie v. Buol

Dörrer, Anton

[Wien], 1911

16 533[•]

Broschürensammlung * Germ. Seminar

B III-765

Germanistik

608
1318

UB INNSBRUCK



+C83300407



Marie v. Buol.

Von Anton Dörner.

Daß ich's nur gleich gestehe: ich selbst bin erst durch Dr. Karl Domanig auf die Kälterer Volksgeschichtenerzählerin aufmerksam gemacht worden. Er kargte nicht mit dem Lobe und nannte sie nach Enrika v. Handel-Mazzetti geradewegs unsere größte Meisterin des Erzählens in Österreich. Das Urteil mag vielleicht überraschen und von vielen auf Rechnung der engen Geistesverwandtschaft beider Künstler geschrieben werden; denn daß Marie v. Buol mit Karl Domanig mehr als die gleiche Heimat, dieselbe Nation und Religion gemeinsam hat, erkennt jeder, der auch nur ein Bändchen von ihr durchflogen hat. Man nennt sie Heimatkünstler, weil beide ungefähr die gleiche Mitte einhalten zwischen Idealismus und Naturalismus, zwischen Kosmopolitismus und Lokalpatriotismus, weil sie ihre Stoffe dem bodenständigen, unverfälschten Volksleben entnehmen und weil ihre formale Kunst auf heimatllicher Überlieferung begründet ist. Aber die gemütsinnige, lebensernste Poesie hat noch tieferen gemeinsamen Gehalt: sie ist auch im Dienste dieses ihres Volkes entstanden; beide sind von der weltgeschichtlichen Mission durchdrungen, die dem Lande Tirol als Ausfluß des providentiellen Berufes Österreichs zugewiesen wurde. Das gute Althergebrachte des tirolischen Volksstammes wollen sie uns Tirolern erhalten und dem gesamten deutschen Volke vermitteln, gegen das eindringende Fremde aber in der nationalen Grenzmark, gegen katholischen Hochburg schirmen und wahren.

Marie v. Buol schildert wie Karl Domanig das bäuerliche, schlichte, alte Tirol als eine Welt für sich, ähnlich wie etwa Jeremias Gotthelf seine Schwyzner Bauern, nur nicht so nüchtern, so kalt, weil die Dichterin es für ihre Pflicht hält, nicht nur die große geschichtliche Vergangenheit ihrer Heimat zu verklären, sondern auch das gegenwärtige Gute im Volke, die Keime der Zukunft in den Besten so weit zu verstärken und zu veredeln, daß sie, noch auf wirklichem Boden stehend, den Leuten den höheren geistigen Besitz und Wert ihrer Eigenart erkennen läßt, auf daß sie darnach handeln. Ein leselustiger Bauer hat mir einmal den Unterschied zwischen dieser Richtung der tirolischen Heimatkunst und der eines Karl Wolf, R. Greinz und der andern sehr drastisch charakterisiert: „Ja, wissen's, der Wolf schreibt, wie wir oft tun, der Heimmichl ebenso, aber der vergißt auch nicht das Gewissen!“

Bei dem stolz-bewußten Tiroler Karl Domanig betonen wir den Weitblick des Mannes, das Großzügige der Ideen, ihre soziale, pädagogische, kulturhistorische Bedeutung, ob er nun als Dichter des Tiroler Freiheitskampfes auftritt oder nur ein historisches Kartenspiel herausgibt. Darüber vergessen wir fast das spezifisch Künstlerische, Formelle. Nicht so bei Marie v. Buol, weil bei ihr vor allem die Geschichte, der Inhalt, die Darstellung uns interessiert, hinter denen freilich nicht minder volkerzieherische Absichten zutage treten. Sie greift in ihren Erzählungen zum Nächsten und Nötigsten des Tiroler Volkslebens. Da kommt die Los-von-Rom-Bewegung zum Wort, dort wird Deutschtümelei gebrandmarkt, hier auf die Fremdengefahr aufmerksam gemacht. Am meisten entspricht ihrem gesunden Wirklichkeitsinn das Frauen- und Kindesleben, aber etwa nicht das angenehme, lustige, sondern das ernste, kampfsgeübte. Und das ist wieder für sie bezeichnend: Domanig erhofft und verlangt die ihm gebührende Anerkennung, hat jedoch seiner Umgebung oder seiner Zeit nie Zugeständnisse gemacht. Seine Freundin aber erklärt selbst, wie wenig die Poesie heutigen Tages mehr Beifall fände. Und doch will sie ihren Nebenmenschen nützen, — sie verlegt sich also, trotz aller Anerkennung berufener Kritiker für ihre „Lieder vom Heiligen Lande“, auf die zeitgemähere Prosa.

Freilich, in ihrer Jugend war ihr Sinn gar nicht so aufs Praktische gerichtet, scheint es fast, wie bei ihrer „Gamswirtin“. „Ich sehe noch“, erzählt M. v. Greiffenstein, „die kleine, zarte, blonde Erscheinung mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen an mir vorbeischießen und erinnere mich, damals einer ihrer Cousinen gesagt zu haben: ‚Ich wette, Mizi zieht im Geiste gegen irgendeinen grimmigen Ritter oder Muselman zu Felde.‘ Den Eindruck, daß unter ihrer schüchternen Außenseite ein tiefes, romantisches Traumleben wogte, bekam man unwillkürlich in ihrer Nähe. In der Tat, seitdem die Vierzehnjährige einst mit ihrer Mutter die Memoiren des Sire de Hoinville gelesen, hielt sie der Zauber mittelalterlicher Romantik unwiderruflich in seinem Bannkreis gefangen. Bis dahin hatte sich die poetische Anlage erst durch ein Geburtstagsgedicht an die Mutter, das im Alter von sieben Jahren verbrochen wurde, und durch ein urwüchsiges Spottgedicht auf Viktor Emanuel verraten. Nun aber träumte die Maid von Rittern und Kreuzfahrern, von Kampf und Tod ums Heilige Land und führte ein Innenleben, das bei einem Knaben natürlicher gewesen wäre als bei einem Backfisch.“

Damals lebte die Baronesse schon im stillen Kallern. Geboren zu Innsbruck am 21. August 1861, war sie mit sechs Jahren dorthin auf den Stammsitz ihrer Väter, ein malerisches Schloßchen mit Turm und Erkern, übersiedelt, wo ihr Vater, Franz Freiherr v. Buol-Berenberg, vergeblich Heilung von seinem Lungenleiden zu finden hoffte, um wieder mit voller Kraft den Kampf um die Glaubenseinheit Tirols an der Seite seiner politischen Freunde Anton Di Pauli, Paul Giovanelli, Johann und Karl Zallinger, Biegeleben, Mon, Greuter, Moriggl und Haslwanger aufnehmen zu können. Diese kamen

nun nicht selten in den damals noch weltfremden Marktflecken, in dem Baronin Franziska Di Pauli-Treuheim, geborene Schaffer v. Thanheim alles um sich auf ihrem Ansehe Windegg sammelte, was immer durch erblichen und geistigen Adel im katholischen Tirol einen Namen besaß. Ihre Tochter Luise (gest. 1903), die Mutter unserer Dichterin, eine durch Schönheit, Geist, Charakter und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Dame, nahm nicht minder Anteil an den An-gelegenheiten des Landes. Sie hatte eine hervorragende Bildung genossen, in ihrer Jugend viel im Hause Görres zu München verkehrt, wo sie Lassaulx, Philipps, Ringseis kennen gelernt, liebte noch im späteren Leben philosophische und dogmatische Bücher und betrieb gerne Musik.

Es fehlte also nicht an geistigen Anregungen und bildendem Verkehr im Hause der Buol und Di Pauli für das lebhafteste, wissens-durstige Mädchen. Hier gewann sie den offenen Sinn und das weite Herz für ihr Volk. Die mittelalterlichen Historien und altfranzösischen Chroniken mögen der jungen Aristokratin den Zauber der Ritter-romantik vor Augen geführt haben. Neben dieser Lektüre wurden aber klassische Studien betrieben und die weiblichen Handarbeiten und die praktische Caritas nie vernachlässigt.

Den eigentlichen literarischen Umgang fand Marie v. Buol erst im Hause von Emilie Ringseis, wo sie im Jahre 1892 einige Tage weilte; denn hörte ihre Mutter auch gern ihre poetischen Versuche, Gedichte, Geschichten, Dramen an und beurteilte sie nach Inhalt und Gedanken-folge, so war die junge Schriftstellerin doch in der Form sich selbst überlassen. Hier nun überwand sie ihre mädchenhafte Scheu, packte aus, was sie hatte, und fand aufmunternde, fördernde Anteilnahme.

So entfaltete sich ihr kräftiger, reich ausgestatteter Geist, ihr feines, angeborenes Gefühl für Formschönheit und Wohllaut, aber auch ihre frische, offene Glaubensfreudigkeit und Hingabe an ihr Volk traten langsam und leise an die Öffentlichkeit, und sie schuf seitdem, nun selbst gereift und geklärt, mit viel Freude und stetig steigendem Erfolg an ihrem Lebenswerke.

Die „Lieder vom Heiligen Lande“ (Brixen, Weger, 1902) knüpfen an ihre Jugendbegeisterung an. Für die überzeugte Katholikin bleibt Palästina das Heilige Land, das Wunderland, Christi Land, das Reich ihrer Träume, ihrer Ritter, ihrer Siege, das sie bald jubelnd, bald trauernd betritt.

Es soll mir die Zunge verdorren,
Verdorren die rechte Hand,
Ehvor ich Sion vergesse
Und dich, o du Heiliges Land,
Wo Christus, der Retter, gewandelt
Und wo ein Kreuzbaum stand.

Mit jugendlicher Begeisterung und oft hinreißender Kraft singt sie ihre Lieder, malt sie ihre Bilder, entwirft sie ihre Szenen. Eine seltene Farbenpracht, ein stark persönlicher Zug zeichnen diese Gedicht-

sammlung vor den anderen Werken Buols aus. Ihre „Elbergs Gedanken“ oder auch das folgende Gedicht wird man nicht so schnell vergessen.

Die Klagemauer.

Mögen andre euch verlachen —
Gott behüte, daß ich höhne,
Israels gebeugte Söhne,
Eurer Seele bittern Gram,
Wenn ihr auf des Tempels Mauer
Sestet eure feuchten Blicke
Und vergangener Geschicke
Schweigend denkt in tiefer Scham!

Wenn ihr eures Königs denkt,
Salomons, des Mächt'gen, Klugen,
Dessen Joch die Völker trugen
Von dem Flusse bis zur Flut!
Weh! von all der Pracht und Fülle
Blieb euch nichts als diese Quadern
Und in euren stolzen Wern
Judäa ewig schäumend Blut.

Naßlos zieht ihr durch die Lande
Und wie Ahasver, dem Alten,
Wird euch nimmermehr erkalten
Eures Lebens warmer Saft.
Offen steht euch jede Grenze
Und vom Süden bis zum Norden
Japhets Herren seid ihr worden
Durch des Goldes stille Kraft.

Ihr erfüllet Japhets Städte,
Ihr gebietet seinen Auen.
Will er seine Felder bauen,
Euch verbleibt des Weizens Mark.
Die da herrschen, sind euch zinsbar;
Was ihr preiset, wird gepriesen,
Ihr seid des Jahrhunderts Riesen,
Ihr seid reich und klug und stark.

Dennoch, dennoch bleibt ihr Wand'rer
Euer Volk ein heimatloses;
Doch nicht wie das Volk des Moses
Auf dem langen Wüstenlauf.
Denn es wick die Wolkensäule
Und auf der Verbannung Wegen
Träufelt euch kein Honigregen
Und kein Felsen tut sich auf.

Jammerreiche, Gotterlass'ne,
Ewig zehrt an euch die Trauer;
Doch, wenn an des Tempels Mauer
Die verwehte Stirne ruht,
Kinnen sanfter eure Zähren
Aus der Wandermüden Augen
Und die kalten Steine saugen
Mild des Schmerzes heiße Flut.

Weinet, weinet, Jakobs Söhne!
Einer hat um euch geweinet,
Der euch nun so ferne scheint,
Dem das Herz der Brüder großt.
Und er wollte Juda sammeln,
Daß kein Feind es fürder trenne,
Wie die Küchlein um die Henne —
Aber ihr habt nicht gewollt!

„Anders als in diesen heroisch-biblischen Elegien“, sagt Dr. Wilhelm Dehl, „zeigt sich Buols Poesie in den ‚Heckenliedern‘, einem noch unveröffentlichten Zyklus. Hier ist es eine stille, blumenfreundige Frauenseele, die mit liebender Sorgfalt sich in die Kleinwelt der Heckenflora vertieft und das wandelbare Blühen und Welken in anmutigen Miniaturen bildert und schildert.“

Maiennacht.

Schwarz umgürtet ist der Himmel,
Leiser Donner großt von fern
Und aus all dem Lichtgewimmel
Durch die Wolken lacht kein Stern.

Doch vom Gras, dem frisch gemähten,
Wällt ein süßer Duft herbei
Und am Hügel dort die späten
Vögel schmettern: Es ist Mai!

Von hundert — eins.

Wie ein Meer, ein stolzes, weites
Wogt's im Herzen auf und nieder,
Lobend, tosend . . . ja, ihr seid es,
Meine ungesung'nen Lieder.

Und im Traum des Mondenscheines
Harr' ich, bis das Brausen schweigt,
Und von hundert Liedern eines
Lispelnd aus der Tiefe steigt. —

Marie v. Buol ist eine Meisterin des Liedes, aber, weil sie selbst nicht auf ihre Gedichte weist, heute fast nur als Erzählerin bekannt. Um ihre Volksgeschichten aber scheut sie keine Mühe. Die größeren Arbeiten, die zumeist ursprünglich in Zeitungen, besonders in der „Kölnischen Volkszeitung“, erschienen, tragen in Buchform oft ein ganz neues Kleid. So hat sie auch „Die Stieffinder“ und „Das Geheimnis der Mutter“ stilistisch umgearbeitet, daß fast kein Satz stehen geblieben ist. Und sie bittet jeden ihrer Freunde, wenn er durchaus etwas über ihre Bücher schreiben will: „Recht schlicht, recht einfach! und auch ungeniert kritisieren, etwa so, wie Sie über einen verstorbenen Schriftsteller schreiben würden.“ Sie sei kein melancholisches Gemüt und die Kritik habe auf sie immer eher eine anregende als eine entmutigende Wirkung ausgeübt. „Die ungerechte Kritik und das ebenso ungerechte Totschweigen, das man gegen die katholischen Literaten praktiziert, darf den katholischen Kritiker nicht zu sehr zugunsten dieser Verfolgten beeinflussen. Die katholische Kritik ist kein Akt mitleidiger Nächstenliebe, sondern ein Akt der Wahrheitsliebe. Eine sorgsam durchdachte literarische Besprechung, worin Lob und Tadel mit leidenschaftsloser Gerechtigkeit verteilt sind, ist freilich viel mühsamer zu schreiben als ein ungemischtes Lob. Aber eben deswegen ist eine streng sachliche Kritik auch ungleich wertvoller und wird dem betroffenen Schriftsteller ungleich mehr wahre Sympathien gewinnen.“

Marie v. Buol hat Recht; es ist mühsam, ihren Volksgeschichten aus Tirol gerecht zu werden. Sie sind so einfach in ihrer äußeren Aufmachung, und was sie darin wiedergibt, ist eine den Tirolern scheinbar selbstverständliche Denkart und Empfindungstiefe. Wir dürfen aber auch nicht die Gefahren verkennen, die ein solcher, von Haus aus überkommener Besitz für den Schriftsteller bringt, einseitig, kleinlich und zum Schluß noch rührselig zu werden, die figurierenden Personen statt als leitendes als leidendes Element in die Handlung einzuführen. Dann machen sich hübsche Episoden breit, der großzügige historische Hintergrund verschwindet vor kleinbäuerlichen Tagesereignissen und schließlich hat man das allgemein Menschliche überhaupt aus den Augen verloren.

Wie mir scheint, ist Marie v. Buol meist glücklich diesen Gefahren entronnen. „Die Gamswirtin“ könnte vielleicht eine führende Stellung einnehmen, und ihren Schloßkaplan sähe ich gerne als typischen Josefiniten; den Maler des „Marterle“ tät ich noch lieber etwas münchenerischer antreiden; den Dörcherlix und Kaplan im „Guten Wort“ ohne Intermezzo verfolgen, — aber das weiß Baronin Buol wohl alles längst schon selber und hat es, weil es nur äußere Mängel sind, schon längst für eine Neuauflage ausgebeffert. Ich möchte nicht kleinlich werden und ihre episch-idyllische Erzählungskunst, ihre Kenntnis der Menschen- und Volksseele, ihren kräftigen, kerngesunden Geist, ihre ernst-frohe Weltanschauung vor den Augen anderer durch noch mehr solcher Ausstellungen antasten. Sind

ihren Geschichten doch eine natürlich-einfache, frische Fabuliertchnik, eine zarte, naturwahre Schilderung, reiche und tiefe Charakteristik, ein still in sich hinein lachender Humor und eine sozusagen absichtslose Tendenz eigen, um die sie jeder Dichter beneiden darf.

Und dabei genießt sie noch einen anderen Vorteil vor den meisten Tiroler Heimatkünstlern: sie lebt im Lande und auf dem Lande. Und da sieht sie nun, wie die Leute sind und ringen, hört die sonderbaren Geschichten und schaut in die Herzen derer, die sie erfahren. Wie oft muß sich ihr Leser denken: so kann nur eine Tirolerin und Katholikin schreiben, in der Feder einer anderen Schriftstellerin würden ihre Gestalten zu Spottgeburten des Volkes und seines Glaubens.

Die Folge dieses ursprünglichen Schauens und Erfassens aber bleibt: Buols Leute leben, man vergißt sie nicht so leicht. Die Willpederbauern, denen ein akademischer Maler aus Zeitvertreib „Das Marterle“ (Köln, Bachem, 1899; 2. Aufl. 1906) für ihren verunglückten Buben malen will und also bei ihnen auf „die Stör geht“ und zwei „Zepf“ pro Tag kriegt, sind doch ganz andere Prachtmenschen als Achleitners „Klostermaler“-Leute. Der Alte zwar ist ein bisschen naiv und glaubt an den Handel. Aber seine Frau hat's bald heraus: „Eine Muttergottes bringst Du weiter nicht hinweg!“ — Die Talguterin hat mit ihr nichts gemein, sie hat den Herrgott fleißig auf der Zunge und die Habsucht im Herzen. „Die Stieffinder“ (Bozen, Auer, 1902; 2. Aufl. 1910) müssen's leiden, wie man sie ausbeutet. Sind zwei Märtyrlein, daß Gott erbarm! Und doch bringen sie's zum Ziel. Die frömmigkeitstriefende Stiefmutter hat aber der Fütterer gründlich drangekriegt. — Es waren die Lena und ihr Leonhard auch brave Leute, bis den Buben die Eifersucht packt. Ein Dolchstich im Zorn und tot ist der Gegner. Niemand weiß was. Lena aber findet das Messer und es bleibt „Der Mutter Geheimnis“ (Bozen, Auer, 1903; 2. Aufl. 1910). Er geht zum Militär. Da wird ein anderer der Tat verdächtigt, eingesperrt; Lena eilt zu Leonhard und er stellt sich. — Die Moidl, „Die Kirchfahrerin“, (Köln, Bachem, 1904) ist noch viel g'spassiger. Hat ein Erbübel, die Epilepsie. Es gibt keine Wallfahrt, die sie nicht besucht. Nun lernt sie's kennen: es gibt noch fluchbeladenere. Und da geht's. — Der Zirl ist auch so ein armer Teufel. Gar keine Lieb findet er beim jungen Kaplan. Die kleine Moidl versteht's besser mit ihm. „Du tuist mir soviel erbarmen.“ Der gute Kaplan muß es aber auch noch lernen, „Das gute Wort“ (Klagenfurt, St.-Josefs-Bücherbruderschaft, 1909) für ihn zu finden. — Der Gilli ist ähnlich armelig daran wie der Zirl und Baktl. „Gillis Hobelspäne“ (Köln, Bachem, 1905; wohl aus buchhändlerischen Rücksichten unter die Jugenderzählungen geraten) sind die kleinen Leiden, wie sie ähnliche auch das Töchterchen vom „Bader von St. Margarethen“ (München, Volkschriftenverlag, 1904; 2. Aufl. 1910) erlebt, der sich der Los-von-Nom-Bewegung ausgeliefert hat.

„Die Gamswirtin“ (Graz, Ohninger, 1909) ist die Geschichte eines armen Landmädchens, die Wirtin und Ratsbürgerin von Matriei wird und das Elend des Zwiespalts mit dem Schwiegervater ins Haus bringt, dem tausend anderer Kreuze folgen. Wir stehen in der Zeit, in der Papst Pius VI. nach Wien zieht und Napoleon die österreichischen Lande mit seinen Heeren betritt — vor 1809. Der Gamswirt stirbt, der Wohlstand ist dahin, Haus und Heimat der Kinder gefährdet. Doch das Schlimmste wird noch verhütet. „Haltet zum Herrgott und zum Vaterland!“ so stirbt die Gamswirtin, die Mutter der Helden Tirols von Anno neun. In dem Buche steckt ein gut Stück Tirol, in seinem Leben, Schaffen und Glauben, in Ernst und Heiterkeit, in Hoffen und Entsagen.

„Die Gamswirtin“, „Der Mutter Geheimnis“, „Die Stiefkinder“ und auch „Das Marterle“ sind Kabinettstücke Buolscher Erzählkunst. Ihnen sind nun eine fünfte größere Erzählung, „Christophorus“, die aber noch der letzten Überarbeitung entgegensteht, und eine sechste, „Maler Schöpfer“ (für den „Graz“, 6. Jahrgang), gefolgt.

Außerdem besitzen wir noch viele wertvolle kleinere Volksgeschichten in den Sammlungen „Aus Etzland und Inntal“ (Graz, Volksbücherei, 1909), „Bunte Geschichten“ (Klagenfurt, St. Josefs-Bücherbruderschaft, 1909), im zweiten Teil von „Der Mutter Geheimnis“ und in den „Erzählungen und Sagen aus Tirol“ (Ravensburg, Ulber, 1910). In ihnen finden wir oft köstliche Kleinbilder aus dem Tiroler Bauernleben.

Marie v. Buol hat sich schließlich auch in Dramen für weibliche Vereinsbühnen versucht; „Des Mahrerwirts Weib“ (Zürich, Vereinsbuchhandlung, 1909) und „Hoch hinauf!“ (ebenda, 1910) sind schon auf vielen Theatern mit bestem Erfolg aufgeführt worden, das neueste, „Rotburga“, wird nicht geringeren erzielen (ebenda, 1911). Das erste Spielchen hat die Frau des Peter Mayr, des Mahrerwirts von 1809, zur Heldin. Die Verfasserin hat wohl nur das praktische Ziel vor Augen gehabt. Das zweite Stückchen macht zwar auch keinen Anspruch auf hohe künstlerische Wertung, darf aber noch mehr beachtet werden.

Das ist nun die Kunst Buols: einfach, wahr und klar. Jedes Landkind mag sie lesen und doch freut sich auch der gebildete Mann daran. Buols Bücher gehören dem Volke, sie sind die beste Bereicherung unserer Volksbibliotheken. Sie sind in ihrer Art einzig, wie die von Enrica von Handel-Mazzetti und Marie Herbert.

In unserer Zeit, wo so viel gefeiert und gefestet wird, haben wir die Gelegenheit benützt, zum 50. Geburtstage (21. August 1911) der Tiroler Dichterin auf ihre Bücher flüchtig hinzuweisen. Wir freuen uns, wenn die gebührende Anerkennung Marie v. Buol zuteil wird, ihretwegen und ihrer erhabenen Kunstidee wegen.

